

Maria Goswina v. Berlepsch [Schluss]

Autor(en): **Gachnang, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und laß die Weltverächter Zeter schrei'n,
Wenn einst der Tod hält über sie Gericht —

Der Tod, der alles Lebens Krone ist,
Zu allen kommt und keinen je vergift,
Der reife Frucht und taube Nüsse fällt
Und aller Rätsel letzter Schlüssel ist.

Der Tod, der einst erschließt das dunkle Tor,
An das du fruchtlos klopfst und davor
Die Hoffnung und die Furcht umschlungen stehn,
Bis letztes Wissen strahlt aus ihm hervor.

Maria Goswina v. Berlepsch

(25. September 1845 bis 9. April 1916).

(Schluß).

In dem Musen- und Hofratsheim, Colloredostraße 13, Wien XVIII, strahlte der „Glückschein des Elternhauses“ für unsere Dichterin noch wonniglich fort, als sie in die Jahre eingetreten war, von denen der Psalmist sagt: „Sie gefallen mir nicht“. Die Daseinsfreude auf dieser „lieben Erde“ wurde eher verstärkt als gemindert. Gegen Weihnachten 1905 schrieb Reinhold Rüegg in der Züricher Post: „Von der Stadt Zürich ward Fräulein G. von Berlepsch unlängst das Bürgerrecht verehrt, und nun wand sie zum Danke einen Novellenkranz („An Sommengeländen“, Schweizernovellen*), der ungleich mehr wert als das Dokument ist.“ Wir möchten indes bezweifeln, daß Fräulein Goswina diesen Satz gebilligt hat, jedenfalls aber den folgenden: „Ihr Zürich wird Fräulein von Berlepsch nie vergessen; manchmal ist's, sie schreibe sich das Heimweh von der Seele.“

Die in demselben Jahr erschienene tragische Erzählung „Mutter“, die auch in die „Sammlung billiger Volkschriften“ aufgenommen wurde, verdankt ihre Entstehung offenbar einer tiefgründigen geistigen Verarbeitung des Schicksals von Gottfried Kellers Mutter und Schwester.

In dem Roman „Befreiung“, der im Jahr 1907 erschien, schrieb sich die Verfasserin offenbar wieder „etwas vom Herzen“, das schon längere Zeit herzpressend auf Befreiung harrte, darum der Titel. Sie schildert darin den Werdegang einer Tochter, die durch den Tod des Vaters vor die Alternative gestellt ist, ihren

Lebensunterhalt selbständig zu erwerben oder die Unterstützung naher Verwandter anzunehmen. Sie ist zu stolz, das letztere zu tun, und greift deswegen zur Feder. Es werden uns in der „Befreiung“ zugleich die Licht- und Schattenseiten der schriftstellernden Weiblichkeit einer Großstadt vor Augen geführt, wobei natürlich die Schattenseiten (Zigaretten- und Zigarrenrauchen u. dgl. m.) unfernein nicht besonders anmuten, was der Autorin auch ganz offenherzig gesagt wurde. Da kam die Antwort: „Für Ihren freundlichen Brief herzlichen Dank! Von Uebelnehmen Ihrer Kritik keine Spur. Mich interessiert jede Kritik, die von eigener und gerechter Anschauung ausgeht. Es tut mir nur leid, daß Ihnen der Maler und der Hafner dazwischen kommen mußten; ich hätte Sie ganz gerne noch mehr brummen gehört. Auch aus dem Brummen kann man lernen! Hier in Wien ist man der Ansicht, daß dies Buch meine beste Arbeit sei. Sehen Sie, so verschieden wird ein und dasselbe gelesen.“

Nach einem längern Aufenthalt im Tirol machte Fräulein v. Berlepsch einen Abstecher in die alte Heimat und besuchte in hoffnungsfreudiger Stimmung ihre nunmehrige Vaterstadt; aber sie erlebte dabei manche Enttäuschung: der Himmel sandte fortwährend kalte Regengüsse auf die „liebe Erde“; die Fremdenpension, die ihr von einer Freundin empfohlen worden war, entsprach keineswegs den Wünschen der etwas verwöhnten Wienerdame, und ihr Begleiter war ein durch Arbeit, körperliche und seelische Leiden sowie durch das

*) Zürich, Art. Institut Drell Füßli.

erbärmliche Regenwetter mißstimmter alter Magister. Am Tag vor Felix und Regula besuchte sie vormittags — und zwar zum letzten Mal — ganz allein die letzte Ruhestätte des fast abgöttisch verehrten Vaters auf dem Zentralfriedhof.

Nachmittags besuchten wir den Lindenhof und die Ede im Niederdorf, wo einst das „Goldgrüebli“ von Gritli und Kättler Rollenpuß gestanden*); wir betrachteten auf dem Predigerplatz das Haus des jovialen Küfermeisters Kunz, bei dem einst Jungfer Jakobea Wohlgemut und ihr Pflege- und Sorgenkind Anna gewohnt hatten, und pilgerten zum „Goldenen Winkel“, wo Gottfried Keller zur Welt gekommen. Unsere Zürcherin interessierte sich auch für das in Aussicht genommene Schweizerpsalm-Denkmal auf dem Zürichhorn, und wir besuchten dort bei strömendem Regen den vom Stadtrat vorgeschlagenen Denkmalplatz. Die Unbill der Witterung ließ uns leider vergessen, daß das Zürichhorn damals die Domäne eines Künstlers war, der gleich Papa Berlepsch und seiner Tochter sich bestrebte, das Schweizerland in all seiner Naturschönheit zu verherrlichen. Ein Besuch der anmutigen Verfasserin des „Treibund“ wäre ohne Zweifel bei solch Geist und Körper lähmender Witterung dem biedern Rudolf Koller und seiner treuherzigen Gattin hochwillkommen gewesen. Immerhin machten wir doch einen Atelierbesuch, und zwar bei dem Bildhauer Franz Wanger, wo das schöne, sinnige Modell für das Schweizerpsalm-Denkmal aufgestellt war. Das gefiel Fräulein v. Berlepsch so gut, daß sie ihrem Begleiter zuhänden des Denkmalkassiers einen schönen Bagen in die Hand drückte. Wir trabten dann eine Weile durch den Regen und fuhren mit dem Tram zum „Pfauen“, in dessen Nähe das Denkmal von Musikdirektor Ignaz Heim steht, dem Freund und Gönner von Goswinas höherer Backfischzeit, der immer von ferne seinen weichen Filzhut schwenkte, wenn er sein „Bäsle“ kommen sah. Im „Pfauen“ setzten wir unsere Beine unter den Wirtstisch und tranken einen guten Kaffee. Wenn dann

*) Schade, daß uns das romantisch veranlagte Mägi Büeßli, das immer noch in Bimmat-Mühen herumhumpelt und steif und fest daran glaubt, daß sein Stern noch aufgehen werde, nicht in die Quere kam.

im gemütlichen „Dischkurs“ dem Begleiter ab und zu ein überzeugendes „Bim Eid“ oder ein bewunderndes „Boß verbrännti Zeine!“ entfuhr, so strahlte das nunmehrige Wiener Bäsle förmlich vor Wonne.

Das Jahr 1909 brachte einen beneidenswerten Ersatz für diesen mißratenen — leider letzten — Zürichbesuch. Goswina schrieb am 9. Dezember 1909: „Diesen Sommer habe ich fast nichts gearbeitet, nur recht von Herzen Natur genossen und nebenher eine Kur gemacht. Eine Inhalationskur in Reichenhall! Das schlechte, kalte Wetter im Gebirge trug mir eine derartige Erkältung ein, daß ich schleunigst nach Süden fahren mußte. Diese Herbsttage in Bozen und Meran gehörten dann zum Schönsten, was ich mein Lebtag gesehen habe. Ein Erntesegen ohnegleichen, paradiesisch! Obstbäume, zum Brechen schwer behangen von den edelsten Früchten, Wein, mehr Trauben als Blätter, und die Edelkastanien strohend im Erntereichtum. Ach, und dieses herrliche Land überhaupt mit seinen zahllosen Burgen und Edelsitzen, seiner Dolomitenpracht, seinen milden, schmeichelnden Lüften! Ich war glücklich und kam dann heim mit einer Seele, voll von schönen Bildern. Dieser Sonnenschein wirkt jetzt noch nach. Ich bin innerlich so ruhig froh wie lange nicht und möchte jetzt nur, daß ich die rechte Muße zum Arbeiten fände. Das war aber bisher nicht der Fall, und ich sehne mich danach. Das Weihnachtsfest bringt nun wieder allerlei liebe Unruhe, so allein ich nun auch stehe. Denn eine ganze Reihe von Kleinen und Großen erwartet von mir eine Freude, und auch mir wird viel davon zuteil. Denn ich habe einen Freundeskreis, der sich warm um mich schließt. Ich werde mir eine schöne, große Tanne schmücken und am Christabend, nachdem ich meine Leute beschenkt habe, ganz still bei ihrem Lichterglanze sitzen und derer gedenken, die einst die Lichter der Freude für mich angezündet haben. So bin ich nicht allein. So und so viele Freunde wollen mich bei sich haben — aber ich bleibe lieber daheim in der traumhaften Stille meiner Räume, die mir so viel erzählen.“

Infolge des schon genannten „Episode“-Artikels in der Züricher Post ent-

deckte auch der „Verein für Verbreitung guter Schriften“ die Schönheit und Gediegenheit der Berlepschen Mäusenfinder. Er hatte dies nicht zu bereuen. Bis Ende 1915 wurden abgesetzt: von der Nummer „Spätrot“, „Rosen im Schnee“ *) 25,000 Exemplare, „Hanbischli“, „Rheingold“ 28,000, „Mutter“ 25,000, „Jakobe“ 23,000 Exemplare. Dann ist ein neues Heft „Bergvolf“ (Inhalt: „Auch ein Künstler“, „Der arme Herrgott“, „Requiescat“) erschienen. Die zweite Auflage von „Jakobe“ ist vollständig vergriffen, und eine neue Ausgabe steht bevor.

Welchen Eindruck diese Gunst der Leserwelt in der Heimat auf die Hüterin des Cottage Nr. 13 in der Colloredostraße machte, das schildert die Gräfin Mathilde von Stubenberg in einem „Erinnerungsblatt“ im Morgenblatt der Neuen Freien Presse vom 12. April 1916, S. 10**): „Als ich die Kranke fragte, ob ihr, der Lebhaften, Raftlosen, das stille Liegen nicht unerträglich wäre, meinte sie: Mein, liebe Freundin, das ist das Merkwürdige. Hätte mir jemand vor Jahren gesagt, ich würde einmal monatelang tatenlos liegen müssen, ich hätte geantwortet, das geht nicht, das hielte ich keine vier Wochen aus, da stürbe ich lieber auf der Stelle. Und jetzt weiß ich, daß ein eigenartiger Segen in diesem Stilleliegen schlummert, eine Verinnerlichung und Vergeistigung, die von unnennbarem Frieden durchweht ist — nein, ich hadere nicht! Im Gegenteil — ich bin so glücklich — Sie ahnen nicht, wie glücklich ich bin! Mir ist, als strömte in meinen letzten Tagen alles Glück ver-hundertfacht auf mich ein. Der Segen rührender Freundschaft umgibt mich — meine ‚Jakobe‘ erlebt wieder eine neue Auflage!“

Auch der Kinderwelt hat G. v. Berlepsch in den letzten Lebensjahren eine anmutige Gabe gewidmet. Im Jahr 1912 erschien in der Sammlung „Könegens Kinderbücher“ als Nummer 34: „Wenn's dämmert“. Märchen und Geschichten, erzählt von G. von Berlepsch. Mit Bildern von Marianne Hirschmann-Steinberger“.

*) Die Handlung in diesem Winteridyll wickelt sich vornehmlich in Sumikon ab.

**) Der vollständige Titel lautet: „In Schönheit sterben“. Ein Erinnerungsblatt an G. v. Berlepsch, gestorben am 9. April 1916“.

Wir können uns nicht versagen, aus diesem, mit entzückend pugigen Bildern gezierten Büchlein folgenden Passus zu zitieren:

„Tief in Bergen, die auf dunkle Seen und wild rauschende Flüsse niederschauen, war einmal ein weltverlorenes Königreich, von dem man in andern Ländern nicht viel mehr wußte, als daß dort in den Wäldern Bären und Wölfe hausten und in den Felsen die Adler horsteten. Da saß ein König auf dem Throne, grau und verdrossen, denn er war ganz allein. Seine Frau Königin und sein einziges Kind waren ihm dahingeschwunden. Nun wußte er nicht, wer sein Erbe sein sollte. Schieler und Schleicher waren dafür genug da. Natürlich meinte jeder, daß er der Rechte wäre, dem König die bösen Grillen zu vertreiben und einen Erben nach seinem Sinn einzuschmuggeln. ‚Laßt mich in Ruh, ihr Scharwänzler und Maulhelden!‘ rief der König endlich, der alles merkte. ‚Ihr alle miteinander ersetzt mir mein Kind nicht!‘ Und im jähen Zorn warf er den Mantel zurück und drohte den Zudringlichsten mit seinem goldenen Zep-ter, worauf er abermals den Kopf in die Hand legte und die Krone, die ihn oft schon sehr drückte, von einem Ohr auf das andere schob ...“

Die letzte Gabe unserer Dichterin auf den schweizerischen Büchertisch war das vor zwei Jahren erschienene Buch „Heimatscholle, Schweizernovellen“. Es erschien im Verlag von Adolf Vogel in Winterthur. Diese poetischen Gebilde sind den früheren vollständig ebenbürtig; G. v. Berlepsch hat nie literarische Ausschußware veröffentlicht. Zur letzten dieser Erzählungen „Das ewig Weibliche“ schrieb ein Rezensent in der N. Z. Z.: „Sie ist ein sprachliches und psychologisches Meisterstück. Es werden darin die Unter-kunfts- und andere Nöte eines in der ganzen zivilisierten Welt hochangesehenen Zürchergelehrten in drastisch-komischer Weise geschildert. Er war ein Wissenschaftler, von dem es in den Berchtold-tagsversen der Antiquarischen Gesellschaft vom Jahr 1882 geheißen hat:

Ihm schien vor allem das Kinderwiegen
Ein unbegreiflich' zweifelhaft' Vergnügen ...
Ein unbestrittenes Vergnügen aber

bildet die Lektüre von G. von Berlepsi's Novellenbuch „Heimatscholle“.

G. v. Berlepsi ist auch österreichische Schriftstellerin gewesen und hat ein Recht, als solche zu gelten. Die Zahl der Schriften, deren Inhalt dem Wiener Großstadtleben oder überhaupt dem österreichischen Volksleben entnommen ist, hält ungefähr der Schweizerliteratur die Wage. Eine Besprechung an dieser Stelle würde zu weit führen, wir beschränken uns darum darauf, die Titel der wichtigsten anzuführen, nämlich: Bergvolf; Bibiana; Der Chevalier; Fortunats Roman; Der Nachtwächter von Schlurn; Thalia in der Sommerfrische.

Für den Spätsommer 1914 war wieder einmal ein Besuch in der alten Heimat, besonders in der Stadt Zürich, in Aussicht genommen. Natürlich große Freude hüben und drüben! Schon war ein Logis gemietet in einer Straße am Abhang des Zürichbergs, die den verheißungsvollen Namen Gloriastraße führt. Da brach der unselige Weltkrieg aus, der dem denkenden Menschen so eindringlich „die bedrückende Unbegreiflichkeit der Weltordnung“ (Hermann Hesse) predigt. Unsere Korrespondenz konnte, auch infolge der Kriegszensur und der prekären Verkehrsverhältnisse, nicht mehr in dem alten traulichen Stil fortgeführt werden. Auf meinen Weihnachtsbrief vom Jahr 1915 kam lange, lange keine Antwort. Da erschien endlich am 9. Februar eine Postkarte, deren Inhalt also lautete:

„Wien, 7. Februar 1916.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich weiß nicht, ob Ihnen von meiner treuen Pflegerin, meiner Diakonissin, Nachricht über meine schwere Erkrankung zugegangen ist. Seit November befiel mich eine Herzneurose mit allerlei Nebenerscheinungen, die mich an den Rand des Jenseits brachten. Deshalb erhielten Sie keine Antwort auf Ihren Weihnachtsgruß. Nun bringe ich täglich etwa zwei Stunden außer Bett zu und versuche, die alten Lebensfäden langsam wieder anzuspinnen. Diese Zeilen, auf den Knien ge-

schrieben, sollen Ihnen nachträglich Gruß und Dank bringen.

Ihre G. v. Berlepsi.“

Am 10. April sodann brachte die Post folgenden Kartengruß:

„Wien, 3. April 1916.

Lieber Freund!

Ich hätte Ihnen früher schon für den Gruß und das „Harmonie“-Broschürchen *) gedankt, wenn ich nicht schwer krank wäre. Weiß Gott, wie sich alles gestaltet. Vielleicht ist dies mein letzter Gruß. — Wieviele Bekannte grüßten mich aus dem „Harmonie“-Heft und wieviele schon drüben!

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die liebe schöne Heimat!

Ihre G. v. Berlepsi.“

Es war unmöglich zu glauben, daß dies ein Abschiedsgruß für immer sein sollte. Da brachte ein Blick in die Morgenzeitung, die mit der Karte aus Wien gekommen war, die erschütternde Nachricht: „In Wien starb Sonntag vormittags die Schriftstellerin Maria Goswina von Berlepsi, gebürtige Erfurterin und Ehrenbürgerin von Zürich. Die Schriftstellerin verlebte ihre Jugendjahre in der Schweiz.“

Maria Goswina v. Berlepsi ist eine entzückende Vertreterin echter, beglückender Weiblichkeit. Sie war ein literarisches Glückskind. Ihre Schaffensfreude ist nie erlahmt und ihre geistige Frische stets auf der Höhe geblieben. Sie ist siebzig Jahre alt geworden. Während mehr als eines Menschenalters hat sie tausend und aber-tausend Freunden ihrer Muse ungezählte Freuden- und Weihestunden bereitet. Das Sprüchlein ihres Lieblingsdichters Gottfried Keller:

„Mancher plagt sich siebzig Jährchen —

In der Feder doch ein Hährchen“

ist nicht für sie gedichtet worden. Dagegen dürfte auf ihren Denkstein ein Ausspruch C. F. Meyers geschrieben werden, der also lautet:

„Du kindliches Gemüt, ich kränze dich
Mit deines Volkes Liebe priesterlich!“

Konrad Gachnang, Zürich.

*) Der Titel dieser illustrierten Broschüre lautet: „Die Gründung des Sängervereins Harmonie Zürich im Jahr 1841“.